



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 1

Sonntag, den 4. Eismond 1930.

Nr. 1

Das Märchen.

Von Dr. Emil Sadina (GDS.).

Märchen und Weihnachtswochen passen gut zusammen. Zwar kommt es ganz selten vor, daß die Christbaumkerzen selbst im Märchen entzündet werden, und wo es geschieht, wie in Andersens tiefen Träumereien, haben wir meistens kein altes Volksgut vor uns. Denn da das echte Märchen keine zeitlichen Bedingungen liebt und in seinem Wesen ganz unchristlich ist, vermeidet es auch so bestimmte Angaben und bürgerliche Sitten, wie die Feier christlich-kirchlicher Feste. Aber die Stimmung um Advent und Heiligen Abend ist dem Märchen so aller Märchenpoesie unverwandt: kindliche Lustart und Vorstellung, naive Wundergläubigkeit, Liebe zum Engen und Häuslichen, Seelenkraft von allem Värmenden und Leidenschaftlichen und vertrauensvolles Aufspringen auch verschlossener und leiderschmerzlicher Herzen verbinden das Weihnachtsmärchen, das fast greifbar erlebt werden kann, mit den alten trauten Geschichten, die im hellen und kalten Glanz des Alltags sonst ganz wunderbar und fremdartig anmuten können. Darum erwachen auch in den Weihnachtswochen mit ihren langen Abenden und eifrigen Arbeiten und Vorbereitungen die schönsten Märchengestalten, und es ist kein Zufall, daß Theodor Storm seine reizendsten Märchengeschichten unter dem Tannenbaum schrieb. Und wo Kinderaugen aufleuchten und nicht müde werden, mit unsagbarem Glanz an den Lippen des Erzählers zu hängen, da muß eigentlich jeder empfindende Mensch, der den Zauber solcher Stunden und Stimmungen nachfühlen kann, zum lächelnden Märchenplauderer werden.

Darum ist diese Zeit vielleicht auch am besten geeignet, den Großen und, ach, so Aufgeklärten einmal etwas vom Märchen zu erzählen, was sonst nur Kindergelehrten interessieren dürfte. Denn jetzt sind wir alle hellhörig und hellhörig für die heimlichen Dichter und leisen Stimmen verträumter alter Märchengeselligkeit.

Woher ist denn der ganze Schatz alter Volksmärchen gekommen, wo stand der Wunderquell, aus dem alle Prinzen und Königstöchter, Feen und Fegenmeister, Menschen in Tiergestalt und Verlasten und Einfältigen, die doch ihr Glück machen, aufgestiegen sind? Weder die Anschauung der hochverdienten Brüder Grimm, die im Märchen den Niederschlag mythischer Helldämonie sieht, noch die eine Zeitlang so moderne Natursymbolik, die z. B. Rostkappchen als Mondgöttin oder als Morgenröte verstehen will, noch auf die indische Theorie, als wären unsere Märchen von lehrhaften Buddhisten erfunden und von den Kreuzrittern nach dem Abendland gebracht worden, kann heute völlig befriedigen. Denn älter als die indischen Sammlungen, gewiß nicht jünger als Helldämonie und Völkerverwanderung und viel reicher und mannigfacher als bloße Verkörperungen eines Natursymbolos sind die Gestalten und Ereignisse in unserer Märchenwelt. Ihre Vorstellungen, mögen Helldämonie, Natursymbolik und indische Einflüsse im einzelnen gewiß auch Einfluß geübt haben, gehen wohl auf fünf verschiedene Quellen zurück.

Wenn im Märchen die Seele den Leib verlassen kann — als Vogel, als Maus oder als Schlange —

wenn sie in allem steckt, was mit Leib und den Klettern des Menschen zusammenhängt, in den drei Blutstropfen, in einem Goldhaar der Königin, im singenden Knochen, in Eingeweiden und Grabhümmen, wenn die Schwanenjungfrau ihre Kraft im Gewand oder Schleier geborgen hält und selbst das Bild eines Lebenden oder Toten, der Spiegel, der das Antlitz geheimnisvoll auffängt, und der Name etwas von der geistigen Macht der Persönlichkeit einschließt und wieder von sich geben kann, so erkennen wir hier wackres Erbgut animistischer Weltanschauung. Daneben spiegeln sich auch wirkliche Verhältnisse der primitiven Zeit, wie Aussetzung von Kindern, Brautraub mit allen Gefahren und fast unbezwingbaren Aufgaben, Grausamkeit der Unterdrückten, Sechhaftwerden und feindseliges Anstauen großer Banten, Liebe von Mutter und Kind im Gegensatz zum Haß zwischen der Frau und den Nachkommen einer andern Gattin oder Geliebten, parallel die Liebe zwischen echten Geschwistern und Neid und Mißgunst zwischen Stiefgeschwistern und Stiefbrüdern. Ferner half die Kenntnis des Tiers und der Umgang mit seinen verschiedenen Arten, besonders mit dem Haustier, zur Bereicherung der Märchenmotive: dienstbar mit Leib und Leben, obwohl meist überlegen durch Kraft oder Instinkt, geheimnisvoll stumm, nur mit den Augen und dem Klang des Wehrwurfs ergreifend und zu Herzen sprechend, für jede Glüte dankbar und treu, stand das Tier als rätselhafter Fremdling bei aller Vertrautheit vor dem erwachenden Denken. Daher der Glaube, daß im Tier ein verwunschener Bruder, vielleicht gar ein Höherstehender, ein Prinz und Königssohn, verborgen sein könne, daß Menschen vom Tier abstammen und wieder zum Tier zu werden vermögen. Auch führte die Betrachtung besonderer Eigenheiten, die Frage nach ihrem Sinn und Entstehen zu manchen erklärenden Tiermärchen. Ein vierter Ursprung märchenhafter Motive sind die naiven Wunschphantasien nach materiellen Schätzen, nach Gold und Krone, Schloß und Königstochter, Fischleibschiff und Schlaraffenland sowie nach sittlichem Ausgleich in Form von Lohn und Strafe und namentlich von ersehntem Aufstieg der Mißachteten und Geringeren.

Besonders wichtig scheint mir aber der Einfluß der Traumwelt zu sein. Gab es für den Primitiven keine deutliche Grenze zwischen erlebten und erträumten Dingen, so ragt naturgemäß eine ganze Reihe seltsamer Ereignisse und Gefühle in die Wirklichkeit hinein. Recht ergiebig wurden vor allem die Angstträume: das quälende Unvermögen, von einer Stelle nicht loszufönnen, gestellte Aufgaben nicht zu lösen, trotz nahender und wachsender Gefahr keinen Laut hervorzubringen, die Freilichte, die immer wieder zurückschnellen, nicht fassen und die blutigen Flecken vom Schlüssel nicht wegwischen zu können, weist deutlich auf das Traumleben zurück. Ebenso die zuschlagenden Falltüren, die rollenden Betten und fliegenden Mäntel oder Koffer, das Erklimmen des Glasbergs, die Drohungen mit Erwürgen und Kopfab schlagen, falls die Aufgabe nicht richtig gelöst wird, Brunnentall und Baumstiel, der

endlos lange, endlos tiefe Wald, die Verurteilung zum Schweigen, die verbotene Tür, die häufige Erwähnung von Nacht und Traum und das sehnlichste Warten auf das erlösende Wort. Neben diesen Angstträumen spielen aber gewiß auch die Wunschträume eine Rolle: die mühsame Arbeit, die voll Müdigkeit unterbrochen werden mußte, führen Einzelmännchen zu Ende, königliche Pracht und unerhört schöne Landschaft ohne Sorgen und Kümernis erlösen von den Plagen und dem grauen Einerlei des Alltags. Auch die Selbstverständlichkeit des Wunders, das nie wie in der Sage als aufregende Unterbrechung der Naturgesetze erscheint, sondern mitten in Sonne und Wirklichkeit aufblüht, die spielende Leichtgläubigkeit, mit der Tote erwachen, und nicht nur Tiere, sondern auch Spiegel und Apfelbaum, das Brot aus dem Backofen, die drei Blutstropfen und das abgeschlagene Haupt Saladas zu reden und Anteil zu nehmen vermögen, hat zweifellos in der Welt unbegrenzter Möglichkeiten, in der Welt bunter Traumphantasie ihre Ursache.

Aus solchen Märchenmotiven sehen sich dann größere Märchenformeln zusammen, die in verschiedener Verbindung immer wiederkehren und in ihrer leichtesten Art der Anfügung und Lösung eine strenge Einheitlichkeit des Märchens, wie sie die Sage besitzt, nicht aufkommen lassen. Die Fürsorge der toten Mutter, die sich bald im Kleiderpendenden Baum, bald im roten Kask, im Tuch mit den Speisern und anderen Varianten äußert, die Stiefmutterformel, die untergeschobene Braut, die Verbot- und Aufgabeformel, die Formel vom verzauberten Prinzen und den verwunschenen Brüdern, von der unwillkürlichen Opferung des eigenen Kindes, von der verleumdeten, verstoßenen und wieder gerechtfertigten Gattin, vom dankbaren Toten oder dankbaren Bettelmann und Tier sind nur einige der häufigsten Motivatgruppen, aus denen sich bei näherem Zusehen die meisten Märchen zusammenfügen lassen.

Ihre Personen sind ebenso typisch und wenig unterschieden geschildert wie Ort und Zeit und lassen sich meistens auch mit Leichtigkeit um die gleichen Gestalten anderer Märchen eintauschen. Prinzen oder Söhne des Dorfes, das die Heimat des Märchens darstellt, Königstöchter und Dorfmadchen sind die eigentlichen Hauptträger der Handlung, und sie sind namenlos oder mit echtem Märchenamen wie Dornröschen, Blaubart, Bruder Lustig benannt, sind alle entweder wunderschön, die Königstöchter mit goldenen Haaren und manchmal mit einem goldenen Stern auf der Stirn geziert, oder grundhäßlich und bementprechend ohne alle Zwischenschüfen gut oder böse. Ein Gegensatz zwischen äußerer Erscheinung und innerem Wert besteht nur bei den Mädchen und Frauen, die niedere Dienstun müssen, aber am Ende zu ihrem gebührenden Glanz erhoben werden, und bei dem als dumm und ungelehrig, mißachteten Jüngsten, der das Herz am rechten Fleck hat und daher schließlich auch sein Glück macht, so daß der Einklang von äußerer und innerer Herrlichkeit wiederhergestellt ist. Innerer Kämpfe, Entwicklung, Differenzierung der Charaktere gibt es natürlich nicht. Körperliche Kraft, Gewandtheit, Geistesgegenwart, Pflückigkeit, dabei Gut-

herzigkeit sind die Vorzüge der männlichen Gestalten, Treue, Bescheidenheit, unbewußte höchste Schönheit, die der Mädchen und Frauen. Liebe flammt auf beim ersten Anblick, ohne daß starke Leidenschaften fühlbar werden. In Gold und Schloß und äußerem Besitz erschöpft sich meistens der Begriff irdischer Glückseligkeiten.

Daß das Dorf die Heimat des Märchens ist, erkennt man aus der naiven Einfachheit, mit der auch die Verhältnisse im Königsschloß geschildert werden: auch im Palast befinden sich Ställe mit Kindern, Kammern mit Flach und Landvögel, und diese Vertreter größten Reichthums besitzen nur Eßbestecke für zwölf Personen. Ihr Schloß ist aus Gold, Marmor und Edelstein gebaut, aber wir hören nichts Anschauliches über Form und Einrichtung, so fremd und fern bleibt doch diese erträumte Welt. Doch auch Wald und Dorf und Bauernhaus entbehren jeder charakteristischen Zeichnung, ebenso sind die Zeitangaben ganz unbestimmt, ja oft absichtlich un-

klar gelassen. Das „Es war einmal“ herrscht ungehemmt und läßt die träumerische Phantasie grenzenlos spielen und walten. Und eine unge störte Seiterkeit, die sich auch durch Mißgeschick und Tod, Zauberei und grausame Strafen nicht trüben läßt, lacht in ewig blauem Himmel über diesem Reich kindlicher Einfalt. Denn das Gute findet ja doch seinen Lohn und das Böse die verdiente Strafe, die erst spätere Weichherzigkeit nachträglich milderte. Diese Atmosphäre ruhiger und vertrauender Seiterkeit, die mitten in Zauber- und Wundergewalten still und froh bleibt, ist vielleicht das Schönste und Anziehendste am ganzen Märchentum. Die Kinder augen der Menschheit leuchten daraus entgegen. Darum werden auch Kinderaugen im Abglanz dieser erträumten Welt, die voll höherer Wahrheit ist, am hellsten und glücklichsten. Und wir mit ihnen, wenn ein Strahl dieser Einfalt und Reinheit uns wieder zu Kindern macht.

Aus der Zeit des Post- und Frachtwagenverkehrs und der Wanderburschen.

Von Hans Schiffer.

(Nachdruck verboten.)

Das Jahr 1929 ist in bezug auf die Verkehrs- entwicklung in unserer engeren Heimat ein doppel- tes Erinnerungsjahr. Vor 70 Jahren sind die Eisenbahnlinien Stargard—Köslin, Belgard—Kol- berg und die Kolberger Hafenbahn dem öffentlichen Verkehr übergeben worden, während vor 60 Jah- ren, und zwar am 1. Juli 1869, auf den Eisenbahn- strecken Köslin—Stolp die ersten öffentlichen Züge rollten. Es dürfte daher angebracht sein, sich einige Einzelheiten aus der Zeit der Fahr- usw. Posten, des Frachtwagenverkehrs und der Wanderburschen zu vergegenwärtigen.

Köslin hatte bekanntlich den Vorzug, an der großen Poststraße zu liegen, welche Ostpreußen mit Berlin verband. Am Ende des 18. Jahrhunderts gab es in Köslin vier Posttage: Sonntag, Mitt- woch, Donnerstag und Sonnabend. Der Postkurs für die Sonntage — um nur ein Beispiel zu nen- nen — war folgender:

- Früh die fahrende Post aus Preußen nach Berlin;
- vormittags die fahrende Post von Berlin nach Preußen;
- mittags die reitende Post von Berlin nach Preußen;
- nachmittags die fahrende Post nach Rügenwalde (vom 1. April bis zum letzten September reitend);
- nachmittags die Botenpost nach Bublitz¹⁾.

Die Strecke von Memel bis Berlin wurde von der Fahrpost in 104 Stunden zurückgelegt. Diese Fahrtdauer galt aber nur für den günstigsten Fall, bei gutem Wetter zur Sommerzeit. Die Passagiere, die ehemals auf ungepolsterten Sigen saßen, waren seit Beginn des 18. Jahrhunderts durch ein Verdeck von gewächelter Leinwand einigermaßen gegen die Unbilden der Witterung geschützt, mußten aber den inneren Raum des Wagens mit der Ladung von allen möglichen Frachtkliden teilen²⁾.

Wenn also auch die Postwagen ehemals Frach- güter beförderten und mit solchen häufig schwer bepackt waren, so wurde doch die eigentliche Frach- tenbeförderung von Fuhrleuten besorgt. In Köslin lag das Frachtfuhrgeschäft zum größten Teile in den Händen von Ackerbürgern, die in den Pfortstädten wohnten. Es war ein sehr einträglicher Erwerb, der in jeder Jahreszeit ausgeübt wurde. Wenn „Vater“ auf der „Loun“ war, besorgten die erwachsenen Söhne die Landwirtschaft. Die großen schweren, mit einem Leinwand bedeckten Frach- twagen (Planwagen) wurden von besonders kräftigen „Zugpferden“ gezogen. Denn die Ladung eines sol- chen Frachtwagens hatte ein Gewicht von 50 bis 60 Zentner. Von diesen Kösliner Fuhrleuten fuhr beispielsweise einer jährlich mehrmals nach Wien, ein anderer nach Frankfurt a. M., um erst nach

einem Vierteljahr oder noch später mit anderen Frachtgütern hierher zurückzulehren. Wenn man sich die früheren, oft grundlosen Wege zu der Zeit, als es noch keine Chausseen gab, vorstellt, so wird man eine solche, ebenso achtungswerte wie stamen- erregende Leistung gebührend würdigen.

Da der den Warenaustausch vermittelnde Frach- twagenverkehr — der Nah- wie der Fernverkehr — im allgemeinen Wirtschaftsinteresse lag, so schuldet man ihm ähnliche Verkehrsrichtungen wie den Fahr- posten. Waren die Wagen im Kot oder im Schnee stecken geblieben, so wurden sie auf Anordnung des nächsten Ortschulzen wieder flott gemacht, der nö- tigenfalls auch für Vorspann sorgte. Auch die „Krüger“ (Gastwirte) auf dem Lande, die ja selbst Pferde zu halten pflegten und auch an dem Frach- twagenverkehr ein besonderes geschäftliches Interesse hat- ten, sorgten schon von sich aus durch „Vorlegen“ für Weiterbeförderung der Frachtwagen.

Wie ein hochbetagter Kösliner Bürger³⁾, der dem damaligen Handwerksbrauche gemäß in seiner Gefellenzeit unser deutsches Vaterland durchwan- dert hat, dem Schreiber dieser Zeilen mit jugend- licher Gedächtnisfrische erzählt hat, bestand all- gemein ein besonders gutes Verhältnis zwischen den Frachtfuhrleuten und den Wanderburschen, also den wandernden Handwerksgefelln, das auf einer Art Seelenverwandtschaft wie auch auf einer gewissen Interessengemeinschaft beruhte. Hatten doch beide den Drang in die Ferne, um — wenn auch nicht als Selbstzweck — Land und Leute kennen zu lernen und ihren „geistigen Horizont“ zu erweitern. Und wenn die, die sich in der Fremde zufällig begegneten, gar „Landsmänner“ waren, so waren es zunächst Erinnerungen an die gemeinsame Heimat, die die bisher einander fremd gewesenen Menschen bald zu Kameraden machten.

„Steh nur auf! Steh nur auf! Du jung-frisch! Zimmergefellnblut, der Fuhrmann tut schon klats- chen.“ (Klatschen = mit der Peitsche knallen.) Mit diesen Worten beginnt ein in früheren Zeiten von den Wanderburschen mit entsprechender Ab- änderung viel gesungenes, heute wohl fast verges- senes Lied.

Konnte der Fuhrmann im „Kruge“ mit seinen Goldstücken umherwerfen, so besaß der Wander- bursche den Schatz der Jugend mit der ihr eigenen besonderen Empfänglichkeit für alles Neue und Schöne. Hatte der Fuhrmann einen bestimmten Reiseweg und, soweit möglich, auch eine gewisse Zeit innezuhalten, so stand dem Wanderburschen die „Welt“ offen, wenn es ihm auch bei angedrohter Freiheitsstrafe polizeilichs verboten war, von der ihm für sein gewünschtes Wanderziel von der Polizei vorgeschriebenen und in seinem Wander-

buche vermerkten Wanderstraße abzuweichen. Der Wanderbursche war der Freiere.

„O wandern, wandern, meine Lust,
o wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiterziehen
und wandern.“

Mit einem solchen jungen Menschen konnte sich der Fuhrmann gut unterhalten. Hast du den „alten Stephan“ (in Wien) gesehen und das „Seidelberger Faß“ und „unsere Rhein“? —

Bei einem Zusammentreffen auf der Landstraße pflegten die Fuhrleute die Wanderburschen, wenn diese in der gleichen Richtung wanderten, freund- lichst einzuladen, neben ihnen, soweit es der Raum zuließ, Platz zu nehmen. Und hatte ein Fuhrmann mal die Nacht durchgezogen und war er infolge dessen schlafbedürftig, so vertraute er seinem Fahrigenossen die Zügel an, während er selbst sich in dem Innern des Wagens oder, wenn darin kein Raum mehr war, in dem unter dem Wagen an Ketten hängenden, während der Fahrt wie ein Boot auf hoher See hin und her schaukelnden Kasten zu einem süßen Schlummer niederlegte. —

So schön und abwechslungsreich es aber auch „in der Fremde“ war, schließlich beschlich auch den Fuhrmann daselbe Gefühl, das so manchen jungen Wanderburschen traurig stimmte, und, wie es in dem bekannten Volksliede „Wenn ich den Wanderer frage“ so schön geschildert ist, mit aller Macht „nach Hause“ zog: die Sehnsucht nach der Heimat. Wie er mit lustigem Peitschenthall aus der Stadt hin- ausgefahren war, so lehrte er auf seinem, mit neuen Schätzen schwer beladenen Wagen frühlich in seine Heimatstadt zurück. Am Kummertgeschirr, an der Stirne der Pferde, denen man die durchgemach- ten Reiseschätze ansieht, blinkt zahlreicher Mes- singzierat, der teils festhält, teils bei der geringsten Bewegung hin und her schaukelt. „Er kommt! Er kommt!“, so schallt es freudig aus vielen Kehlen, namentlich der Knaben und Mädchen, die dem schon lange sehnsüchtig Erwarteten entgegenzueilen. Ge- füllte Kisten und Kasten, Fässer, Tonnen und Warenballen hat der Heimgekehrte mitgebracht und — zahllose Neuigkeiten „aus der Welt“.

¹⁾ Brüggemann, Ausführliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des kgl. preuß. Herzog- tums Bp. und Hinterpommern 1779 ff. Bd. II, 1 S. 511.

²⁾ Dr. Hanneke, Pommersche Geschichtsbilder 1899, S. 58.

³⁾ Herr Maurer- und Zimmermeister Hinge, Köslin.

Der preußische Pfiff.

Um die Person Friedrichs des Großen, an sich unendlich viele Anekdoten, doch eine der interessantesten, die ihn als den „Alten Fritz“ mit dem noch frischen Herzen zeigt, dürfte folgende sein:

Der „Alte Fritz“ soll öfter, in einen alten Sol- datenmantel gehüllt, abends in der Residenz umher- gegangen sein und die Wirtshäuser besucht haben, um zu sehen, was seine Soldaten dort angäben. Einst trifft er einen Soldaten in einem Wirtshause, der dort gehörig trinkt und ihn einlädt, gleichfalls mitzutrinken. Der Alte Fritz läßt sich zwar etwas stark nötigen, tut aber zuletzt Bescheid. Da ihm jedoch der Geselle zu viel drausgehen läßt, fragte er ihn: „Aber Kamerad, wo hast du denn das Geld her, dazu reicht doch dein Sold nicht hin?“ „Ja“, sagte der andere, „wer den „preußischen Pfiff“ nicht kennt!“ „Was ist das, der „preußische Pfiff“?“ fragte der Alte Fritz. „Das kann ich dir nicht sa- gen“, entgegnete der Kamerad, „du könntest mich verraten.“ — Diese Antwort macht den König ge- waltig neugierig, und er drängt den Soldaten so- lange und ruht nicht eher, bis ihm dieser das Ge- heimnis offenbart. — „So höre denn“, begann der Soldat, „ich verkaufe alles, was zu verkaufen ist, es ist ja jetzt Frieden! Was brauche ich z. B. eine stählerne Säbelflinge, die ich verkauft, stießt du?“ und damit zog er den Griff seines Säbels heraus und zeigte dem König seine hölzernen Klinge.

Dieser tat befriedigt und ging weiter. Er hatte sich aber den Soldaten wohl gemerkt, und nach

einiger Zeit heißt es, das und das Regiment solle vor seinem Könige zur Parade antreten. Der König kommt und reitet einige Male auf und ab, und als er den Soldaten von neulich herausgefunden hat, befiehlt er ihm und seinem Nebenmann, hervorzutreten. Als der Alte Friß sich noch einmal genau überzeugt hatte, daß von diesen beiden der eine sein Mann ist, den er gesucht hatte, sagte er zu dem Ka-

meraden mit dem „Preußischen Pfiff“: „Siehe sofort deinen Säbel und haue deinem Nebenmann den Kopf ab!“ Der Soldat erschrickt, faßt sich aber schnell und erwidert: „Ach, Majestät, warum soll ich das wohl tun? Mein Kamerad hat mir ja nichts zuleid getan!“ „Sieh!“, ruft der Alte Friß, „sonst soll dir dein Nebenmann den Kopf abhauen!“ Da bleibt dem Mann mit dem „Pfiff“ nichts übrig, er

legt die Hand an den Griff, blickt zum Himmel und ruft: „Run denn, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Säbelklinge „zu Holz“ werde!“ Und siehe da, wie er den Säbel herausgezogen hat, ist die Klinge von Holz! Der Alte Friß aber lachte und sagte: „Ich merke, du verstehst wirklich den „Preußischen Pfiff“.“ R. L.

Pommersche Neckereien.

Plauderei von Hermann Binz.

Jede deutsche Provinz und jeder Landstrich kennt besondere Neckereien, und seit altersher sind Neckereien und die Spottlust im Pommerlande an der Tagesordnung. Dörfer und Städte necken sich untereinander. So führen die Stralsunder den Spottnamen „Hans Ratte“ bei ihren Nachbarn. Alte Bewohner erzählen: Auf dem Nicolaiturme habe sich einmal ein Fuchs gezeigt und die Bürger seien mit Wehr und Waffen auf den Turm gestiegen, um den Fuchs zu erlegen. Aber schließlich habe sich der Fuchs als gewöhnliche Raze entpuppt.

Die Greifswalder führen den Beinamen „der Lammbraten“, weil, als die Dänen mit einer großen Flotte von ihrer Königin Philippa im Jahre 1429 abgeschickt worden waren, um die Stadt zu zerstören, sie dem Admiral derselben einen Lammbraten geschickt haben sollen, um ihn zu besänftigen. Mit Bezug auf die nahe See heißt es von der Stadt: „In Greifswald weht der Wind so kalt.“ — Als Universitätsstätte bleibt der Ort auch nicht verschont, denn unter den Akademikern heißt es:

„Wer von Wittenberg kommt mit gesundem Leib, von Leipzig und Tübingen ohne Weib, von Jena und Greifswald ungeschlagen, der kann von großem Glücke sagen!“

Anklams Spitzname ist „Schweinerecker“, weil sie einst, als der Herzog von Pommer in einem Schreiben an sie ein Paar Schwäne verlangt hatte, sie falsch gelesen und statt der Schwäne demselben zwei große Schweine geschickt hatten.

Die Einwohner der Stadt Röslin haben drei Spottnamen bekommen. Der eine heißt: „Horsa (Hural) Röslin“, weil sie einst gegen ihren Herzog Bogislaw X. mutig, aber vergebens sich empört hatten. — Der zweite ist „Musum Röslin“, weil ihr Bürgermeister Seidenreich einst den Stadtschatz entwendet (gemauset) hatte und damit nach Lübeck entwichen war, wo der Stadtrat ihm denselben aber wieder abnahm und davon einen festen Turm, „Musum Röslin“ genannt, gebaut hatte. — Der dritte bekannteste ist „Sackförsers“, weil, als zur Zeit der Reformation ein katholischer Barbier in der Trunkenheit, ein Glas Brantwein in der Hand und eine quakende Ente unter dem Arm, so in die Kirche getreten war, sie ihn aber dafür in einen Sack genäht und ersäuft hatten. Sie wurden dafür um 4000 Gulden gestraft, und davon kommt das Sprichwort: „Röslin darf eine Torheit tun und sie danach bezahlen.“

Auf Rügen werden die Bewohner von Putbus Pooken von den Mönchgutern genannt, und diese wieder von ersteren Kollen. Dies kommt daher, weil die Einwohner von Rügen in den Fehden mit den Bewohnern der Halbinsel Mönchgut lange scharfe Messer, Pooken genannt, führten, letztere aber Streitkolben, Kollen geheißen.

Von dem hinterpommerschen Städtchen Kallies gibt es ein Sprichwort: „Er ist noch nicht auf der Kalliesischen Schleismühle gewesen!“ Dies bezieht sich darauf, daß vor langen Jahren dort eine Brücke über eine morastige Stelle führte, die aber in der Mitte eine verborgene Falle hatte, durch welche einer, der mit dieser Schelmerei unbekannt war und seinen Schritt oder Sprung auf die nötige Breite nicht im voraus eingerichtet hatte, in geschwinder Eile in den Morast hinabstürzte. Diesen Spaß hat sich der Kurfürst von Brandenburg sonst öfters mit seinen schon gepugnten Kammerjüngern erlaubt.

Die Klänge des alten pommerschen Papstentweiches nahmen Bezug auf Stolz; denn in der Vorkriegszeit sagte man gern:

„Wo kommen die Kassuben her?

Es sind so viele wie Sand am Meer. —

Ut Stolz, ut Stolz, ut Stolz.“

„Pommern ist zwar ein fruchtbares Land, allein die Speisen, die man dort genießt, sind für einen nichtpommerschen Magen zu schwer zu verdauen“ heißt es anderwärts. Darauf hat einst eines Bischofs Diener, ein geborener Italiener, halb lateinische, halb deutsche Verse gemacht:

„Ali, mali, pulli, nulli, pisciculi parvi,

Sering, Glasfisch, Dorst

Sunt Pommerische Nichtz.“

So heißt es auch: „Er hat einen pommerschen Magen, er kann Kieselsteine vertragen.“ — Man pflegt auch im Scherz zu sagen: „Ein pommerscher Edelmann fährt mitten im Sommer auf den Johannis-tag noch mit dem Schlitten auf dem Eise!“ Dies bezieht sich darauf, daß in dem Pommerischen Walde, der Sommer genannt, ein See ist, auf welchem der pommerische Adel am letzten Tage des Weihnachtsfestes (27. Dezember), welcher der Tag Johannis des Evangelisten ist, auf Schlitten sich zu belustigen pflegt. — Unter den reichen Bürgern der pommerischen Städte gibt es auch ein Sprichwort, das heißt: „Dafür haben wir den hochgelobten Adell!“ Das soll von folgender Begebenheit entstanden sein: Einst reiste ein Ehepaar von sehr altem Adel, aber desto geringeren Besitztümern, zu Fuß durch Pommer und kam in ein Wirtshaus. Sie setzten sich an den Ofen und verzehrten ihr mitgebrachtes Abendbrot, das aus Brot und Knappläse bestand. Bald darauf kam eine Kutsche, aus der eine reiche Bürgerfamilie ausstieg. Diese trat auch in die Wirtsstube, ließ sich aber einen Tisch decken und verzehrte auf diesem ihr Abendbrot, welches aus kaltem Braten, Kuchen, Wein und andern Delikatessen bestand. Als dies der arme Edelmann am Ofen sah, da sprach er aus Neid zu seiner Frau: „Sieh, wie sich die gewöhnlichen Bürger traktieren können!“ Die Edelfrau aber tröstete ihn mit den Worten: „Dafür haben wir den hochgelobten Adell!“

Einen pommerischen Trunk heißt man den, wenn ein Käufer solange in einem Zuge das Getränk in sich hineinschluckt, bis es ihm an Atem gebricht, und er dennoch, wenn er abläßt, beide Backen voll im Rest behält. — Wie oft hört man auch: „Das war ein pommerischer Trunk!“ — Die Nachbargauen sprechen auch: „Er kauft wie ein Pommer!“ „Pommern ist ein schlechtes Land für Frauen“ hieß es besonders in früheren Zeiten. Die heidnischen Bewohner ertränkten oder erwürgten die Töchter, wenn sie deren zu viele bekamen, damit die andern Kinder desto besser mit irdischen Gütern versorgt werden konnten. Mit den Knaben aber ist solches nie geschehen.

Pommersche Mannen sind überall gefürchtet; denn nicht vergebens sagt man: „Soll's dich nicht jucken, laß die Pommern in Ruh!“ oder: „Je fester die Faust, je näher nach Pommer.“ Als Raufbolde sind besonders die Stolper verschrien: „Wo Stolper sind, da gibt es Prügel.“ Tabak und Wein spielen im Volksumunde Pommerns ebenfalls eine Rolle; mit Anspielung auf den udermärkischen Tabak sagt man: „Das riecht wie der Knafter vom pommerischen Pastor.“ — „Der Wien von Rammin is, vör de Swien.“ — Für Pommerart bezeichnend ist folgender Ausspruch: „Ist man gegen den Pommer höflich, so meint er: Das ist ein falscher Kerl; ist man grob, so wird er noch gröber.“ — Daß dem beobachtenden Pommer nichts entgeht, be-

sagt ein Wort: „Ein einäugiger Pommer sieht mehr als drei Kassuben.“ —

Von der Fruchtbarkeit erzählt nachstehendes Wort: „Das Pyritzer Feld trägt Gold.“ — Allgemein bekannt ist auch diese Behauptung: „Die Rieße Bütow und Rummelsburg haben in Gemeinschaft nur eine Lerche; sie singt vormittags in Bütow, nachmittags in Rummelsburg.“

Der Schwarze Berg bei Röslin.

Woher stammt wohl die Bezeichnung Schwarzer Berg für diesen ausgesprochene gelben Sandberg? Vor einer Reihe von Jahren, als die beiden Abhänge nördlich und südlich des durchführenden Hohlweges noch nicht eingeebnet waren und als Ackerlande bestellt wurden, sah unser Schwarzer Berg ganz anders aus. Rechts und links des Weges eine grasbewachsene ebene Fläche, daran anschließend nördlich ein steil aufragender Berg, auf den ein Fußweg hinaufführte, südlich dagegen steile sandige Abhänge mit verschiedenen tiefen Löchern, den Zeichen, daß hier weißer und gelber Sand geholt worden war, der zum Ausstreuen in den noch nicht gebohnten Stuben verwendet wurde. Anschließend an diese beiden Berghälften befanden sich Torfmoore, und viele Rösliner glauben, daß von diesen schwarzen Mooren die Bezeichnung Schwarzer Berg abgeleitet ist.

Überall, wo nicht der gelbe oder weiße Sand zutage trat, sah man Büsche von Ginster; wir nannten den Strauch Brimm oder Brumm. Viele Hunderte von solchen Sträuchern waren vorhanden, und die Besenbinder holten sich ihr Material kostenlos von dort. Der Ginster trägt im Frühling und Sommer schöne gelbe Blüten, die früher zum Färben benutzt wurden. Diese Blüten entwickeln sich zur Zeit der Reife in schwarze Schoten. Zu vielen Tausenden sah man diese schwarzen Schoten im Herbst rechts und links am Wege stehen, und nur ihnen hat unser Schwarzer Berg keine Bezeichnung zu verdanken. Schlutius.

Umfrage des Pommerischen Volksliedarchivs in Greifswald.

Wie jeden Monat, so ruft auch im Dezember das Pommerische Volksliedarchiv alle Schichten der Bevölkerung Pommerns zur Mitarbeit an der Sammlung und Aufzeichnung des Pommerischen Volkslied-schatzes auf und bittet, in diesem Monat die Aufmerksamkeit fünf Viedern zuwenden zu wollen, deren Anfänge lauten:

1. Eins stand ich mal vor meiner Hütte.
2. Es ging mal ein verliebtes Paar.
3. Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten.
4. Schönster Wilhelm dieser Erden.
5. Ein armes deutsches Mädchen ging verloren durch den Wald.

Jeder, der diese Vieder, und sei es auch nur eines davon, kennt, wird gebeten, sie genau in dem Wortlaut, in dem er sie kennt, aufzuschreiben und an die unten angegebene Anschrift zu senden. Besondere Beachtung möge man der Aufzeichnung der Melodien zuwenden. Wer selbst nicht Noten schreiben kann, wende sich an die Herren Lehrer, die sicher gern bereit sein werden, die Melodie zu dem Liede aufzuschreiben. Auch Bemerkungen über den Ort (Spinnstube usw.), wo, über die Zeit, wann, über die Personen, von denen das Lied gesungen wird oder wurde, sind für uns von großer Wichtigkeit. Alle Zusendungen sind, wie bisher, zu richten an das Volksliedarchiv in Greifswald, Germanistisches Seminar, oder an Herrn Dr. Schulz, Röslin, Markt 15.

Der Gollenberg, ein Angelpunkt der Landesvermessung.

Von Siegf. Boeckl.

Wenn wir die amtlichen Reichskarten lückenlos aneinander fügen können, wenn Bahnstrecken und Kanäle im Anschluß an die trigonometrischen Merkpunkte über Hunderte von Kilometern aus genaueste geführt, Sternwarten, Funkstationen, Leuchttürme nach Längen- und Breitengraden haarfähr bestimmt werden, so ist alles dies nur möglich auf Grund einer das ganze Land überdeckenden, zusammenhängenden Großvermessung. Ja, durch „Anschlüsse“ pflegt sie in Nachbarländer geführt und zu einer Vermessung der Erdoberfläche selbst oder großer Teile von ihr ausgebaut zu werden. Gerade jetzt, 1930, beginnt ein solches umfassendes „geodätisches“, d. h. die Erdvermessung anbahnendes, Werk in Vorpommern. Von Rügen aus wird seitens des Reichsamts für Landesaufnahme nach dänischen Stationen hinüber — und umgekehrt — gemessen werden. Es ist der Anfang einer mit den baltischen Staaten verabredeten Winkelvermessung rings um die Ostsee.

Wie geht eine solche Landesvermessung vor sich? Es werden hohe Punkte — Berge, Türme — mit weiter Sicht erkundet. Vielfach werden auf den Bergen Holzgerüste gebaut, um über Wälder usw. und über die jedem Küstenbewohner aus eigener Anschauung bekannte Wölbung der Erde hinwegzukommen. Vom Strande aus gesehen pflegt doch der Rumpf eines davonschreitenden Schiffes bald zu verschwinden. Auf den ausgesuchten „Stationen“ tut nun der Trigonometrierer nicht viel anderes als der Wanderer, der sein Glas hervorholt und möglichst fernliegende Berggipfel usw. zu erkennen sucht. Nur freilich geht der Trigonometrierer äußerst sorgfältig zu Werke. Er wählt einen Punkt als „Zentrum“ aus, den er mit einem Pfeiler oder Bolzen festlegt, sein Fernrohr hat einen feingeteilten Kreis zum Ablesen der Winkel zwischen den angestrichenen „Richtungen“, und er zielt nach Sonnenstrahlen, die ihm von den auf den Nachbar-

stationen stehenden Gehäusen zugespiegelt werden. Dieses sogenannte „Leuchten“ ist erforderlich, um auf die oft 40 und mehr Kilometer weiten Entfernungen (z. B. vom Gollenberg nach Kolberg, Marienkirche) den Dunst zu durchdringen.

Es ist bezeichnend für den Zusammenhang der fernsten Gegenden verknüpfenden Landesvermessung mit dem Aufbau des Staats, daß das politisch wiederhergestellte Preußen sofort nach den Freiheitskriegen wenigstens von Berlin nach dem Rhein eine „Dreieckslette“ schuf. Dieses Wort ist rasch erklärt. Der Trigonometrierer, auf deutsch Dreiecksmesser, stellt aus den Winkelmessungen auf allen Stationen Dreiecke zusammen und berechnet daraus die Lage seiner Stationen. Wenn diese sich in langgestreckter Anordnung aneinanderreihen, entsteht eine Dreieckslette. Eine solche wurde dann auch von Berlin über Köslin—Danzig in den Jahren 1837—1842 bis Ostpreußen geführt und erhielt den Namen „Küstenvermessung“. Einer ihrer Angelpunkte, bis heute in Geltung, ist der Gollenberg. Auf ihm bedurfte es keiner besonderen Festlegung, die Mitte des kleinen monumentalen Kreuzes dient als solche, dessen Spitze mit 150 Meter Meereshöhe ermittelt wurde. Für alle umliegenden Kreise ist dieses Kreuz Ausgangspunkt der Ortsbestimmungen. Einige Meter südlich des Kreuzes war 1838 ein 4 Meter hoher Holzpfiler erbaut worden, von dem aus beobachtet und geleuchtet wurde. Die Nachbarstationen lagen 30—50 Kilometer entfernt: Kirche Bixow und der Barenberg in Richtung Danzig, der Klorberg und Marienkirche Kolberg in Richtung Stettin.

Von der Stadt bis zum Kreuzberg ist es nur ein kurzer Weg, aber weithin, bis Berlin und Ostpreußen erstrecken sich von dort die geodätischen Fäden, welche die Provinzen und die staatlichen Kartenwerke fest miteinander verknüpfen.

Kriegslasten.

Eine Kösliner Erinnerung aus der Zeit nach den Freiheitskriegen.

Ihre Gegenüberstellung mit der Jetztzeit entbehrt nicht des Interesses. Schmerzlich empfinden wir als Folge des verlorenen Krieges die fast untragbaren Lasten, die uns der Gegner auferlegt hat. Noch unsere Kinder und Kindeskiner werden unter ihnen zu leiden haben.

Aber auch siegreiche Feldzüge, wie die von 1813 und 1814, haben Opfer erfordert. Ein altes Altenblatt, das im Stettiner Archiv aufbewahrt wird, gibt in Form einer Uebersicht eine bezeichnende Auskunft über Pommern und insbesondere über unser altes Fürstentum. Erst im Jahre 1823 war die ganze Frage zur Klärung gekommen. Bisher hatte der Staat es vermieden, die durch die schlimmen Jahre so sehr geschwächten Mittel seiner Bürger in Anspruch zu nehmen. Ursprünglich glaubte man, alle Kriegsschäden mit der französischen Kriegsschädigungsbeseitigung, alle Verluste decken zu können. Es war eine Täuschung! Unangebrachte deutsche Mitleid und Großmut hatten im Gegensatz zu heute den Unterlegenen sehr bald bedeutende Entschädigungen und nicht unerheblichen Nachschuß gewährt. Da half nichts weiter! Wohl oder übel mußte der Fiskus, um die entstandenen Ausfälle zu decken, an die Steuerzahler herantreten. Aus dem ganzen Schriftwechsel hierüber geht hervor, daß mit äußerster Schonung und größter Vorsicht verfahren wurde. Für ganz Pommern kam nur eine Summe von 430 000 Taler in Anrechnung. Sehr bald blieben nur noch 300 000 Taler übrig. Durch Gnaden-erlaß waren der treuen Provinz 130 000 Taler erlassen worden. Für das Fürstentum betrug der bürokratisch genau berechnete Anteil 29 270 Taler 10 Groschen und 5 Pfennige. Eine Summe, die

für ein im Aufblühen befindliches Gemeinwesen gewiß nicht als beträchtlich anzupprechen ist. Zählte doch die Stadt Köslin damals schon fast 8000 Einwohner. Die Einziehung dieses Geldes geschah auch nicht auf einmal, sondern entgegenkommenderweise in Raten. Je ein Achtel der Schuld sollte bei jeder Rate eingezahlt werden. Immer noch acht Wochen war die nächste fällig.

Der ganze schöne Plan scheiterte sehr bald. Ausdrücklich war vermerkt, daß wenigstens die beiden ersten Raten in bar zu leisten wären. Damit sollte dem allmählich einkehrenden Aufrechnungsverfahren vorgebeugt werden. Vergebliche Liebesmühen! Stadt und Land hatten während des Feldzuges alle möglichen, zum größten Teil freiwilligen Leistungen übernommen zugunsten der Armee und ihrer Verbindungen. Hieraus ergab sich für den Staat eine natürliche Gegenverpflichtung. Es nützte ihm nichts. Er mußte dafür aufkommen und auf Vorstellung der Magistrate hin den Schuldnern eine entsprechende Aufrechnung gestatten. Das waren die sogenannten Kompensationen, von denen in den Akten so viel die Rede ist. Sie hatten zur Folge, daß schon die dritte Rate nur noch als Bruchstück einlief. Nirgends ist erwähnt, daß noch eine vierte Rate eingegangen wäre. Es war kaum mehr möglich. Das Einklinken des Fiskus hatte aber die peinlichsten Folgen. Allerlei Mißstände ergaben sich. Doppelvergütungen waren keine Seltenheit. Unsicherheiten über die Höhe der Summen im einzelnen, Versehen, Irrtümer und auch Verfehlungen waren unvermeidlich. Kein Wunder, daß schon im Jahre darauf von Berlin aus die Ordre einlief, das ganze Verfahren einzustellen. Etwaige Restschulden sollten niedergelegt werden. Die Forderungen der vermeintlichen Schuldner hatten längst den Anspruch des Staats als Gläubiger übertroffen.

Deutsche Heimatbücher.

Quiddborn, Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur (E. V.) in Hamburg, Mönckebergstraße 18.

Die vorliegenden vier Hefte des 22. Jahrgangs enthalten eine Fülle von Aufsätzen über plattdeutsche Art, Sprache und Dichtung, die jedem Freund niederdeutschen Volkstums willkommen sein dürften. Dr. Rolf Erdmann schreibt z. B. über Klaus Groths Kampf um seinen Ruf, E. Schlüter über John Brindmann und A. A. Dräger, Prof. Borchling über die niederdeutsche Sprache, Prof. Menning über niederdeutsches Drama und niederdeutsche Bühne, R. Wossidlo „Glaubt das Volk noch an seine Sagen?“. Daneben bringt jedes Heft Buch- und Theaterbesprechungen. In einer besonderen Sprach-ede werden auffallende Nebenarten usw. behandelt und eine „Rundschau“ bringt Hinweise auf wichtige Veröffentlichungen in Zeitschriften und Tagesblättern über niederdeutsche Kultur und Literatur. Die Zeitschrift erhält jedes Mitglied der Vereinigung „Quiddborn“ gegen Zahlung eines Jahresbeitrags von 3.— RM. kostenlos zugesandt. Gleichfalls kostenlos beziehen die Mitglieder jährlich noch zwei bis drei Hefte der Zeitschrift „Plattdeutsch Land und Waterkant“ mit Originalbeiträgen plattdeutscher Dichter und Schriftsteller.

Dr. Nikolaus Pausus, Segenwahn und Segenprozess vornehmlich im 16. Jahrhundert. Herder & Co., G. m. b. H., Freiburg i. Br. 283 S. 3,40 Mark, geb. 5.— Mark.

In Nr. 21 dieser Blätter brachten wir eine Skizze „Aus alten Tagen“ von E. Severus über einen Segenprozess im Kirchspiel Großmölln (Kr. Köslin) aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Mancher unserer Leser wird verwundert den Kopf geschrüttelt und an der Echtheit der von dem Verfasser zitierten Sätze aus der Großmöllener Kirchendchronik gezwifelt haben. Leider sind diese Sätze nur zu wahr und jenes Ereignis ist nicht das einzige eines Segenprozesses aus jenem Kirchspiel. Nicht alle ließen so glimpflich ab; manch armes Weiblein mußte sein Leben auf dem Scheiterhaufen lassen. Ebenso berichten die Kirchenbücher von Vast und Schulshagen von Segenprozessen aus der gleichen Zeit. Wer über diesen furchtbaren Irrwahn jener Zeit sowohl in katholischen wie protestantischen Landen sich näher unterrichten will, der sei auf das vorstehend genannte treffliche Buch des katholischen Gelehrten hingewiesen, das sich u. a. auch mit der Stellung Luthers zur Segenfrage beschäftigt.

„Der Naturforscher“, vereinigt mit „Natur und Technik“. Illust. Zeitschrift für das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften. Preis vierteljährlich 2,50 Mark. (Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde.)

Das Dezemberheft des Naturforschers bringt in weihnachtlicher Fülle jedem Naturfreund etwas. „Junge und alte Vogelgeschichten“ ist ein Thema, über das wir fast gar keine Kenntnis haben. Dr. Heinroth bringt hierüber eine stattliche Reihe von sehr schönen Abbildungen, die aus seinem großen Werke „Die Vögel Mitteleuropas“ stammen. Der dazu gegebene Text wird jedem Vogelkiebhaber ein Genuß sein, dafür bürgt schon der Name des Verfassers. Die Hochzeit der Libellen schildert Bruno Klein, der durch seine photographischen Aufnahmen wichtige biologische Aufschlüsse gibt. Diese Bilder sind eine Seltenheit ersten Ranges. Weniger lieblich, aber außerordentlich lehrreich ist der Artikel von Tierarzt Dr. Jacob über die Tollwut bei Mensch und Tier. — Eine Studie über die Jannurübe, die in dem Leben der Völker, in der Seelkunde und im Aberglauben (als Alraunwurzel), in 2000-jähriger Geschichte in hohem Ansehen stand, steht aber in der wissenschaftlichen Medizin ihre Rolle ausgespielt hat, bietet viel Wissenswertes. — Ein „Mechanisches und organisches Weltbild“ gibt der durch sein „Erdball und Weltall“ (Verlag Hugo Bermühler, Berlin) bekannt gewordene Dr. Prochnow; für Schulen dürfte dieser Aufsatz glänzende Anregungen bieten.